

Das Leben in diesem Bunker dauerte fast ein Jahr. In dieser Zeit wurden Ringelblum und sein Stab *das Hirn des fortgesetzten Untergrundkampfes* und das Zentrum für die nie unterbrochene Verbindung zwischen den Lagern und Partisanengruppen untereinander und zwischen diesen mit dem Ausland. Eine vom Ausland geplante Möglichkeit, hinauszukommen, hat Ringelblum unter Berufung auf seine „Dienstpflicht“ abgelehnt. Wegen eines lächerlichen Streites zwischen dem polnischen Gärtner und seiner Geliebten kam es zur Entdeckung dieses für die restliche jüdische Gemeinschaft so überaus wichtigen Bunkers, und seine Insassen gerieten in die Hände der Gestapo, welche sehr gut wußte, daß unter ihre Raubtierkrallen Menschen geraten sind, die viel wissen und insbesondere die Verstecke kennen, wo das für das Ausland wichtige und interessante Dokumentenmaterial aufbewahrt wurde.

Daß Ringelblum die Folterungen standhaft ertragen und das Geheimnis nicht verraten hat, geht daraus hervor, daß man die interessantesten und wertvollen Dokumente erst bei Ausgrabungen lange nach dem Kriege entdeckt hat. Was er gelitten: dies Geheimnis kennen nur seine Peiniger. Man erfuhr nur so viel, daß sie alle nur denkbaren Methoden der Erpressung und Folterung an ihm erprobt haben, bis er Mitte März 1944 den Märtyrertod erlitten hat.

Wie *Josephus Flavius* uns durch seine Werke ermöglicht hat, die Geschichte einer gewaltigen Heldenepoche unseres Volkes zu kennen, die sonst völlig unbekannt geblieben wäre, so hat Dr. Ringelblum die gleiche Mission für diese tragische Heldenepoche unseres Jahrhunderts erfüllt; mit dem Unterschied jedoch, daß er sich zu solchem Zwecke nicht in das Lager der Feinde begab — was übrigens wohl bei den Römern vor bald zwei Jahrtausenden möglich gewesen ist, nicht aber bei den Deutschen im zwanzigsten Jahrhundert —, vielmehr bei seinem Volke ausharrte und dessen Schicksal teilte, nachdem er viele Jahre hindurch seine Pflicht als Historiker, Führer und Kämpfer voll und ganz, ja übermenschlich erfüllt hatte.

Dr. Meier Teich

15/12 Ohne Rückkehr zur Tradition geht es nicht

Mit freundlichem Einverständnis der Schriftleitung entnehmen wir den folgenden Beitrag von Moshe Sharett aus der in Tel Aviv in deutscher Sprache erscheinenden Tageszeitung 'Jedioth Chadashot' vom 16. 4. 1965: Wir geben nachstehend einen Aufsatz wieder, den Moshe Sharett in der Studenten-Zeitschrift „Ramsorim“ veröffentlichte und der auf eine bemerkenswerte Geisteswandlung hinweist. Sharett setzt sich in diesem Artikel offen für jüdisch-religiöse Erziehung und für Achtung der Werte der Tradition ein.

Während dieser „Freiburger Rundbrief“ im Druck ist, ist Moshe Sharett am 7. Juli 1965 verstorben. Moshe Sharett trug anderthalb Jahrzehnte die politische Verantwortung für den ‚Staat unterwegs‘ und war von 1948 bis 1956 der erste Außenminister (und zwei Jahre, von 1953 bis 1955, auch Ministerpräsident) des wiedererstandenen Staates Israel... 1960 wurde er zum Vorsitzenden der Jewish Agency gewählt... — Sharett wurde als Moshe Schertok 1894 in Cherson (Rußland) geboren und kam 1906 mit seinen Eltern und Geschwistern nach Erez Israel... Seine große Begabung und die vollendete Beherrschung so vieler Sprachen wurden schon zu seiner Studienzeit in London bewundert. Er war ein brillanter Journalist und ebenso glanzvoller Redner, der eine tiefe Sachkenntnis der Probleme, die er in Wort und Schrift behandelte, erkennen ließ... Mit Moshe Sharett haben das jüdische Volk und der Staat Israel nicht nur einen Erbauer seiner Selbständigkeit, sondern einen Mann von großen Gaben und wirklicher Geisteskultur verloren...“ (Aus: „MB“ [XXXIII/29] Tel Aviv, 16. 7. 1965.)

In das zionistische Arbeits-Programm, das ich formulierte und dem Aktionskomitee als Grundlage für eine Aussprache vorlegte, fügte ich zum ersten Male einen Paragraphen ein: „Pflege der Werte des Judentums und des jüdischen Lebensstils“. Nach meiner Meinung geht es hier um eine der wichtigsten Grundlagen unserer Existenz.

Ich behandle das Problem nicht vom Standpunkt des Staates her, obwohl man an diesen Komplex auch auf diesem Wege herangehen könnte. Zum Beispiel: Wenn ich einen Juden ohne Kopfbedeckung auf einem Friedhof gehen sehe, so sage

ich, daß dieser Mann taktlos und unerzogen ist. Er hätte es nicht gewagt, eine christliche Kirche mit Kopfbedeckung zu betreten.

Ich sah Angehörige der Arbeiterbewegung bei Feiern in Synagogen ohne Kopfbedeckung, und ich war darüber voller Erbitterung. Die Kopfbedeckung ist ein uralter Brauch, der tief in der Seele unserer Religion verwurzelt ist. Auf diese Weise bringt der Jude seine Ehrerbietung dem Orte gegenüber zum Ausdruck, an dem er sich befindet.

Ich war am Chol Hamoed Pessach bei einer Familie von Freunden zu Gast. Alle Speisen, die es gab, waren Chamez. Ich rührte nichts an, und mit Mühe hielt ich mich davor zurück, aus diesem Hause zu flüchten. Ich meine, daß das Essen von Chamez nicht nur eine nichtreligiöse Atmosphäre widerspiegelt, sondern Mißachtung der Zugehörigkeit zum jüdischen Volke dokumentiert. Tausende von Jahren bewahrt das jüdische Volk die Tradition des Auszuges von Ägypten, und es hat ihr in der Mazzah konkreten Ausdruck verliehen. Die Mazzah ist eine Institution, sie ist Grundlage eines Bekenntnisses. Wenn die Mazzah Tausende von Jahren unsere Volkspersönlichkeit vor Auflösung und Verwischung bewahren konnte, so haben wir diese Tradition auch in Israel fortzusetzen.

Der Kibbuz kann anderer Meinung sein, und das ist sein gutes Recht. Aber ich weiß, zum Beispiel, daß im Kibbuz meines Sohnes am letzten Jom Kippur 43 Chawerim fasteten. Diese Erscheinung existiert, weil sehr ernste Probleme auftreten, für die die Menschen eine Antwort suchen. 13 Mitglieder von Kibbuzim des Ichud Hakibbuzim verbrachten den ganzen Jom Hakippurim in Tirath Zwi. Warum? Weil es hier um ein seelisches Problem geht. Die Menschen sehnen sich nach etwas, das sie über die Ereignisse des Alltages hinaus ausfüllt. Sie können es nicht ertragen, daß der Jom Kippur abläuft wie ein Alltag, sie können sich nicht damit abfinden, daß man diesen Tag zu einem regulären Arbeitstag macht. Die Zahl derjenigen, die sich auflehnen, wird immer größer.

Das Problem ist noch anderer Natur: Ich sage nicht, daß Halten oder Nicht-Halten des Jom Kippur das Schicksal des jüdischen Volkes entscheiden wird. Ich sage, daß das Halten des Schabbath darüber entscheiden wird, ob dies ein jüdischer Staat sein wird oder nicht. Denn hier handelt es sich um Gestaltung des Lebensstils, der die jüdische Existenz bewahrt. Es geht um die staatliche Existenz, um die Bevölkerung des Landes mit Mengen von Juden, um Juden, die an ihr Schicksal gebunden sind. Erkennt man dies nicht, so werden sie ausgelöscht werden. Sehen wir dies nicht ein, so lohnt es sich nicht, Kinder zu zeugen. Tatsache ist, daß die Bevölkerung Hebräisch spricht und dadurch dazu veranlaßt wird, Bildung aus uralten Quellen zu schöpfen. Ich kenne einen modernen Schriftsteller, der täglich einen Abschnitt Mischnah und Gmara lernt, um seinen hebräischen Sprachschatz zu bereichern, denn auf diesen Schatz kann man nicht verzichten. Sprechen wir jedoch über die Juden der Diaspora, dann sehen die Dinge ganz anders aus.

In früheren Zeiten waren die Juden in ihrer eigenen Gemeinschaft zusammengeschlossen; das war im Ghetto, im jüdischen Städtchen. Dort gab es ein jüdisches Leben und einen entsprechenden Lebensstil. Es war ein Gemeinschafts-Leben, und es war keine besondere Anstrengung notwendig, um dieses Leben weiter zu erhalten. Wer dieses Leben nicht mitmachen wollte, schwamm gegen den Strom.

Man kann aus der jüdischen Gemeinschaft die Synagoge nicht austilgen. Sie ist die Grund-Zelle des jüdischen Lebens. Menschen treffen sich in der Synagoge, man trifft sich nicht nur zum Gebet, sondern auch um seine Solidarität mit dem jüdischen Volke zum Ausdruck zu bringen. Die Mitgliedschaft in einer zionistischen Vereinigung genügt nicht. Man kann von der gesamten Gemeinschaft nicht verlangen, daß alle Mitglieder der zionistischen Organisation sein sollen. Damit hören sie auf, Juden zu sein. Aber wenn ein Jude eingetragenes Mitglied einer Synagogen-Gemeinde ist, so gehört er einem festgelegten Rahmen an, es gibt keine andere jüdische

„Grund“-Organisation. Es gibt keinen Staat, der das ganze Leben seiner Bürger beeinflusst und ihnen den Stempel jüdischen Lebens für ihr gesamtes Dasein aufprägen kann.

Unsere Bräuche, unsere Tradition: sie stärken und einigen die Juden an jedem Ort der Welt. Für viele sind die Bräuche unserer Religion zu schwierig und zu streng, wird man jedoch deswegen versuchen, das Rabbinat zu beseitigen? Wir müssen das Rabbinat akzeptieren, aber man kann es auffrischen und erneuern.

Ein Jude aus der Diaspora kommt zum Besuch ins Land, und er wird Freitagabend in ein jüdisches Haus eingeladen. Zu seiner Überraschung findet er keine Schabbath-Lichter vor. Man setzt sich zum Essen, und es gibt keinen Kiddusch. Auch das Tischgebet wird nicht gesprochen. Welches Gefühl muß dieser Jude haben, und was wird er sagen, wenn er nach Hause zurückkehrt?

Wenn Israelis ins Ausland reisen, ist das Bild nicht anders. Stellt Euch vor, daß ein ZIM-Schiff in einem Hafen an der Ostküste der USA vor Anker geht. In dieser Stadt gibt es eine jüdische Gemeinde, und deren Mitglieder hören, daß ein Schiff aus Israel gekommen ist.

Die ganze Gemeinde ist erregt. Was tun die Juden? Sie laden die Besatzung in die Synagoge ein, damit die Besatzungsmitglieder dort mit den Juden zusammentreffen können, denn wie können sie anders ihrer Identifizierung mit dem Judentum am Freitagabend Ausdruck verleihen? Und in der Synagoge zeigt sich, daß die Besatzungsmitglieder oder wenigstens die meisten von ihnen nicht wissen, wie man sich beim Öffnen und Schließen der heiligen Lade zu verhalten hat. Die meisten wissen sogar nicht, was „Schma Jisrael“ ist.

Das gleiche ereignet sich mit Sportmannschaften. Man trägt die Sportler auf den Schultern, aber später wendet man sich von ihnen ab. „Was ist das?“ — wundern sich die guten Juden in der Golah, „sie sind uns fremd.“

Hier haben wir es mit sehr schmerzlichen Problemen zu tun. Auf diesem Gebiet ist in erster Linie eine Revolution in den Begriffen der jüdischen Tradition notwendig. Ich verlange nicht, daß wir alle orthodox sein müssen. Das wäre absurd. Aber jeder von uns muß einen gewissen Begriff von der jüdischen Tradition haben. Wenn jemand von uns in eine Synagoge kommt, so soll er dort nicht fremd sein. Er darf nicht Menschen abstoßen, statt sie — wie es seine Aufgabe wäre — sie uns anzunähern. Ich kenne junge Leute, die vor ihrer Reise ins Ausland sich ins Gebetbuch, den Machsor, vertieften und das Aufrufen zur Thora lernten. Das Außenministerium instruiert angehende Diplomaten, wie sie sich anzuziehen haben, und man unterrichtet junge Leute, die nach England fahren, wie sie Messer und Gabel zu halten haben, damit sie nicht als kulturlose Wilde erscheinen. Wenn man junge Menschen darin unterweist, dann muß man ihnen erst beibringen, was Schabbath und Synagoge ist, um nicht mit eigenen Händen eine Kluft zwischen Juden und Juden aufzureißen.

15/13 „Die Welt erkaltete, der Mensch verblich ...“

Else Lasker-Schüler zum 20. Todestag (22. 1. 1945)

Von Schalom Ben-Chorin, Jerusalem

Mit freundlicher Genehmigung der Schriftleitung entnehmen wir der in Tel Aviv erscheinenden deutschsprachigen Tageszeitung „Jedioth Chadashot“ vom 22. 1. 1965 den nachfolgenden Beitrag:

Vor zwanzig Jahren schloß die Dichterin *Else Lasker-Schüler* ihre brennend-schwarzen Augen in der ewigen Stadt Jerusalem zum ewigen Schlaf. Auf dem Ölberg über Jerusalem wartet sie, bis am Fuße dieses Berges im Tale Josaphat die Posaune der Auferstehung ertönt. Ist ihr Grab noch heil und erhalten? Wir wissen es nicht. Ihr vertrauter Freund, der Architekt und Maler Leopold Krakauer, der auch längst nicht mehr unter den Lebenden weilt, hatte ihr aus rauhem Stein ein schlichtes Denkmal gehauen, einen Grabstein, der nur mit dem unsterblichen Namen der Dichterin beschriftet war. Viele der Grabsteine auf dem Ölberg sind heute zertrümmert, ent-

weiht, ausgerissen. Wir wissen nicht, ob auch der Stein der Dichterin darunter ist, die Peter Hille einst den „Schwarzen Schwan Israels“ genannt hat.

Zu den Gedichten ihrer letzten Sammlung „Mein blaues Klavier“, die erstmals 1943 in Jerusalem erschienen ist, gehört das ergreifende Gedicht „Die Verscheuchte“, in welchem die Dichterin in die erschütternde Klage ausbricht:

Die Welt erkaltete, der Mensch verblich,
Komm bete mit mir — denn Gott tröstet mich ...

In diesen zwei Zeilen ist alles gesagt, was über die letzten Jahre der Dichterin gesagt werden kann. Ihre Welt war erkaltet: die Welt ihrer heißen Träume, der „Nächte der Tino von Bagdad“. Eine vom Krieg geschüttelte, von Verfolgung verwüstete, von Haß verzerrte Welt umgab sie. Der Mensch verblich in dieser Welt, die sich so heillos von ihrem Schöpfer entfernt hatte, daß die Dichterin sagen konnte: „Gott weint ... ergraut kommt seine kleine Welt zurück / Die Er in Seiner Schöpfung schnitt aus himmlischem Türkise.“ Sie selbst, die Dichterin Else Lasker-Schüler, war in dieser erkalteten und ergrauten Welt eine „Verscheuchte“ geworden, die heimatlos durch die Zeit und die Straßen Jerusalems hastete, getrieben von einer unheimlichen Ruhelosigkeit, nach Liebe hungernd: „Wie lange war kein Herz zu meinem mild ...“

Sie hatte viele Freunde und war doch furchtbar einsam. Sie war stadtbekannt, aber man lachte hinter ihrem Rücken; sie spürte es. Man bewunderte sie, und — man wich ihr aus.

Als sich der Sturm erhob, der sie aus Berlin wegfegte, wo sie als „Königin des Romanischen Café“ residiert hatte, fand sie zunächst in der Schweiz, in Zürich, Asyl. Aber sie konnte dort nicht heimisch werden. Ihr Herz brannte für Jerusalem. Noch in ihrer Heimatstadt Elberfeld dichtete sie 1913 hebräische Balladen, ohne hebräisch zu können. Aber ihr Herz sang hebräisch. Der große hebräische Lyriker Uri Zwi Grünberg hat ihr das später bestätigt. Sie gebrauchte Gleichnisse der Kabbala, ohne sie zu kennen. Ihr Wissen lag in ihres „Blutes Mostvergorenheit“, wie sie es selbst in ihrem großartigen Gedicht „Mein Volk“ nannte.

Und dann übersiedelte sie — in den letzten Jahren ihres ruhelosen Lebens — nach Jerusalem, sie kehrte heim in das „Hebräerland“, wie sie 1937 ihr schönes Reisebuch über das Land Israel nannte. Sie kam in ihr Eigentum, und die Ihren nahmen sie nicht auf. Sie „suchte allerlanden eine Stadt, die einen Engel vor der Pforte hat“. Sie fand diese Stadt nicht — auch nicht in Jerusalem. Das war ihr großer, ihr größter Schmerz. Aber wie sollte sie in dem irdischen Jerusalem ihr himmlisches Jerusalem finden? Man stelle sich vor, Hölderlin wäre nach Athen übersiedelt. Hätte er sein Griechenland dort gefunden?

Else Lasker-Schüler träumte weiter in Jerusalem von Jerusalem. Hier schrieb sie: „Gott baute aus Seinem Rückgrat: Palästina, aus einem einzigen Knochen: Jerusalem.“

Diese Formulierung ist typisch für den archaischen Bildreichtum ihrer Sprache. Der Mythos der Genesis von der Erschaffung der Eva aus der Rippe Adams wird hier aufgegriffen umgewandelt. Alles unbewußt. Sie dachte nicht, sie dichtete, sie verdichtete das Unsagbare in die Wortgebilde ihrer Dichtung. Wenige verstanden sie: Langsam aber wird sie mehr und mehr gehört. Ihre Stimme ist nicht verhallt. Die müde, gehetzte Frau, die zusammengekauert in Jerusalem im (längst nicht mehr existierenden) Café Cercle hielt, eindringlich zu dem kleinen Kreis von Menschen sprechend, die sie verstanden, ist heute eine gefeierte Dichterin, eine Klassikerin. Nach Annette von Droste-Hülshoff gilt die Lasker-Schüler als die größte Lyrikerin deutscher Sprache.

Der nun auch schon verstorbene Züricher Regisseur Ernst Ginsberg gab 1951 eine 630 Seiten umfassende einbändige Auswahlgabe ihrer Werke im Kösel-Verlag in München heraus¹. Im selben Verlag liegt nun eine dreibändige Gesamtausgabe der Werke von Else Lasker-Schüler vor: Friedhelm

¹ Vgl. FR V, 17/18, 1952/53, S. 421.